

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 4

Artikel: Der Trauermantel
Autor: Anacker, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663446>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Trauermantel.

Ich saß im Saal
Einsam beim Mahl —
Da kam aus Gottes Sonnenschein
Ein großer Schmetterling herein,
Die Flügel schwarz mit hellem Rand,
Und setzte sich auf meine Hand.
Ein Trauermantel war der Gast...
Der Schwingen dunkler Samt und Glanz
Ergriff mich tief;
Ein Mahner rief:
„O sieh, so schön im nächt'gen Kleid

Ist Trauer, Leid und Einsamkeit,
Wenn deine Seele groß und still
Das Schwere gern vollenden will!“
Die Stimme schwieg, der Falter schwand —
Doch seit er so auf meiner Hand
In dunkler Herrlichkeit geruht,
Ist in mir alles klar und gut.
Kein Trost ist mehr, kein wildes Nein;
Nur stummes Einverständnesein.
Des Leides Trauermantel trag’
Ich lächelnd, stolz und ohne Klag!

Heinrich Anacker.

Sophokles Wort.

Skizze von Arthur M. Fraedrich.

Es stand damals schlimm um meinen Freund Rudolf. Wir hatten ihn aus dem Dreschfosten, dessen gezahntes Transportband ihm in dem Augenblick in die Arme gefahren war, als er ein eingeklemmtes Stück Holz entfernen wollte, hervorgeholt und auf eine Bahre gelegt. Er war bewußtlos. Das war gut so. Wir anderen, die wir das Krankenauto erwarteten, sahen uns schweigend an. Einer der Erntearbeiter murmelte: „Armer Junge. Beide Arme.“

Knapp eine halbe Stunde später lag mein Freund im Operationsaal des Kreiskrankenhauses. Zwei Stunden später beantwortete der Chefarzt meine Frage, ob der Verunglückte mit dem Leben davonkommen werde, mit einem umschriebenen Ja, aber die, ob man seine Arme erhalten könne, wurde überhört. Ich sah dem Arzt in die grauen, gütigen Augen, und nun verstand ich, warum sie feucht schwimmen.

Beide Arme? Entsetzlich, mich so fragen zu müssen, zumal Rudolf mein bester Freund und für das Dorf ein Allerweltsmensch war; denn er, der verwäiste Achtzehnjährige, reparierte Wand- und Taschenuhren ebenso schnell und gewissenhaft, wie er die Lokomobile des Dreschfosten zu bedienen pflegte.

Er baute Boote und Rähne für die Fischer, er half dem Schmied, dem Maurer, dem Tischler, sogar dem Schuster, wenn es vonnöten war. Alte und Junge fragten ihn um Rat, keiner genierte sich, selbst der betagte Ortsschulze nicht, wenn es galt, eine auf Wirkung zielende Eingabe an die vorgesetzte Behörde zu machen. Nichts im Dorf ging ohne Rudolf vor sich. Dennoch fand er genügend Zeit, sich hinter seine Lehrbücher zu set-

zen. Schon als Kind hatte er davon geträumt, es einmal bis zum Ingenieur bringen zu wollen. Sagte jemand, daß so ein hohes Ziel für ihn, den Mittellosen, unerreichbar wäre, dann wies er mit einem feinen Lächeln, das alle an ihm liebten, auf den Spruch über seinem Lager:

„Viel Gewaltiges lebt, doch nichts
ist gewaltiger als der Mensch!“

Diese Worte Sophokles wurden von niemand aus dem Dorfe so verstanden, wie sie gemeint sind.

Man nahm von ihnen Kenntnis, man schwieg. Aber alle achteten den wollenden Könner.

Nun hatte eine Maschine, ein Dreschfosten, ihm beide Arme zerschlagen. Er verzweifelt, wenn er es erfährt, dachte ich.

Tagtäglich ging ich ins Krankenhaus. Als ich am neunten Tage kam, nahm mich die Schwester beiseite und sagte, er sei nun endlich erwacht. Seinen linken Arm habe man ganz retten können, den rechten jedoch nur bis zum Ellenbogen.

„Weiß er es schon?“ fragte ich erschüttert.

Im selben Augenblick trat der Arzt aus dem Zimmer des Verunglückten, sah mich ernst an und drückte mir wortlos die Hand.

Das war die Antwort.

Rudolf versuchte zu lächeln, als ich bei ihm eintrat. „Wie lieb von dir, daß du kommst!“ sagte er mit matter Stimme. „Der Doktor war soeben bei mir und...“ Hier brach er ab, warf einen scheuen Blick auf den Verbandklumpen um seine Schultern und drehte das Gesicht der Wand zu. Eine Minute verging, dann sah er mich wieder an. Tränen standen in seinen Augen. „Der Doktor meint“, begann er, „wenn ich nur will,